

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Claus-Ulrich Bielefeld
& Petra Hartlieb

Im großen Stil

*Ein Fall für
Berlin und Wien
Roman*

Diogenes

Umschlagfoto:
Nach einer Fotografie von
Bernard Jaubert
Copyright © plainpicture/
B. Jaubert

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2015
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
100/15/8/1
ISBN 978 3 257 30031 4

Alle Personen und Ereignisse in diesem Roman sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen oder mit tatsächlichen Ereignissen wären also rein zufällig.

Pankow, Majakowskiring. Von Beginn an spürte Thomas Bernhardt: Dies ist eine Welt, in die du nur schwer hinfinden wirst. Alles wirkte zu still, der Pulsschlag der Stadt war kaum zu spüren. Ihm schien, als hinge ein unsichtbares riesiges Schild über den Häusern: Bitte nicht stören!

In einem langgestreckten Oval zog sich die Straße durch viel Grün dahin und kehrte in ruhigem Schwung wieder zum Ausgangspunkt zurück. Ein geschlossener Ring, dem sie mit ihrem Auto gefolgt waren, vorbei an Häusern aus den zwanziger Jahren, die, von wenigen Ausnahmen abgesehen, sorgfältig restauriert waren, vorbei an neuen viereckigen, weißen Hauskisten, ziemlich armselige Bauhaus-Kopien, wie Bernhardt fand, vorbei an Baustellen, wo weiße Steinplatten, die wie Styropor aussahen, zusammengeklebt wurden. Immerhin gab es ein neues schön geschwungenes Haus, das sich an der östlichen Biege des Ovals wie ein großer Schiffsbug auf das dichte Grün eines Parks zuschob.

Endlich näherten sie sich dem Flatterband und einem Grüppchen Schaulustiger, das sich vor einem kleinen, mit Efeu überwucherten Haus versammelt hatte. Der Garten war leicht verwildert, ein paar blühende Fliederbäume, ineinander verhakte Wildrosenbüsche und krüppelige Obstbäume breiteten sich aus. Bernhardts erster Eindruck: ein verwünschtes Haus, ein Haus, das sich der

Anpassung an die neuen Zeiten widersetzte. Hellen Verputz, Carport, solide Messingzäune, gerne auch mit nach außen gekehrten Spitzen, wie er sie später bei seinen Rundgängen durch die Straße missmutig registrierte – das gab's hier nicht.

Als Bernhardt mit Cornelia Karsunke und Cellarius auf das Haus zuing, krampfte sich sein Magen zusammen. Wie ihm das alles zuwider war, er würde sich nie damit abfinden: die Neugierigen, die Presse, die Leiche. Das alte Schlachtross von der Regionalschau, das – aus Erfahrung klug – mit geradezu demütiger Gestik und Mimik auf ihn zukam, schnauzte er an, er konnte einfach nicht anders: »Wie lange wollen Sie eigentlich diesen Scheißjob noch machen?« Der Reporter antwortete schlagfertig: »Und selbst?« Und grinste. Immerhin hatte er einen der Bernhardt'schen Ausbrüche eingefangen, die von den Zuschauern geliebt und deshalb gerne im Jahresrückblick der Regionalschau noch einmal gebündelt abgespielt wurden. Sina Kotteder, die blonde B.-z.-Reporterin, lächelte ihn an und schüttelte leicht den Kopf. Deine blauen Augen..., dachte Bernhardt und wurde etwas ruhiger. Sie hatten sich lange nicht mehr getroffen. War auch besser so. Nie Dienstliches mit Privatem verquicken, obwohl...

Im weißen Kapuzenoverall, den er sich inzwischen übergezogen hatte, und mit den Plastikhandschuhen kam sich Bernhardt immer wie ein Außerirdischer vor. Cornelia Karsunke wirkte wie ein trauriger Heinzelmann und Cellarius wie George Clooney, der in Beverly Hills er-

mittelt. Als sie das Haus betraten, blieben sie nach ein, zwei Schritten abrupt stehen, als seien sie gegen eine Wand gelaufen. Fröhlich von der Spurensicherung, der sich mit seinen Jungs von der weißen Truppe, wie Bernhardt sie nannte, schon an die Arbeit gemacht hatte, beschrieb mit der Hand einen Halbkreis, der die Wände ringsherum umfasste.

»Na, Meesta, wat sachste dazu?«

Was sollte er sagen? Erst einmal verschlugs ihm die Sprache. Was war das denn? Ein Museum? Dicht an dicht hingen hier wertvoll aussehende Bilder, säumten den Treppenaufgang ins Obergeschoss. Eine Überfülle, die Bernhardt den Atem nahm. Wie bei seinen wenigen Museumsbesuchen ging's ihm auch hier. Er konnte sich nicht auf ein einzelnes Bild einlassen, sondern er sah zunächst nur eine farbige Gesamtkomposition, fremd, überwältigend.

Und das Mordopfer? Bernhard wurde von Fröhlich aus dem Flur in ein Zimmer im Erdgeschoss gelotst. Ein älterer Mann saß dort in sich zusammengesunken in einem Ledersessel. Er machte einen recht rüstigen Eindruck. Wenn man davon absah, dass er tot war. In der Mitte des Raumes waren mehrere Schränke mit flachen Schubladen platziert, und neben dem Sessel stand ein kleiner Tisch.

Thomas Bernhardt schloss die Augen und versuchte, sich zu konzentrieren. Er musste in diesem Raum, in diesem Haus ankommen, er musste seinen Blick schärfen, dem toten Mann nahekommen. Es war eine beinahe magische Handlung, die er vollzog. Sich öffnen, alles in sich einströmen lassen. Es dauerte nur wenige Sekunden, aber nach dieser gesteigerten Wahrnehmung war er er-

schöpft – und hatte immer Angst, dass ihm etwas entgangen war, er haarscharf an einem wichtigen Indiz vorbeigesehen und die Untersuchung dadurch auf einen falschen Weg gebracht hatte. Ein Selbstzweifel, der ihn bei jedem Fall begleitete.

Er öffnete die Augen. Ein Kollege von der Spurensicherung schwenkte mit seiner 3-D-Kamera den Raum ab. Auch er schweifte mit seinem Blick durch den Raum, allerdings auf andere Art als die Kamera, zögerlich und subjektiv. Das Chaos der Eindrücke, das ihn beim Betreten des Raumes zu überwältigen gedroht hatte, schwand langsam.

Die Bilder an der Wand waren ordentlich aufgehängt, aber sie waren sich zu nah. Bernhardt spürte geradezu körperlich, dass sich in dem Raum ein zu hohes Energiepotential aufbaute. Die Bilder konkurrierten miteinander. Aber vielleicht war das gewollt?

Bernhardt hatte keine Ahnung, aber immerhin erkannte er, dass an einer Wand alte Meister hingen. Italiener. Während mehrerer Toskana-Urlaube hatte er vor Jahren in zahllosen Kirchen und Museen unzählige Verkündigungsmadonnen gesehen, und nun begegnete er ihnen in diesem seltsamen Haus wieder. Dann: Niederländer. Höchst ehrbare, streng blickende Handelsherren schienen sich zwischen den Madonnen etwas unwohl zu fühlen. Er starrte sie an und sie ihn. Und wie hieß dieser Maler, Hieronymus Bosch? An der gegenüberliegenden Wand Bilder in expressiven Farben, ein lasziv hingelagertes Mädchen mit geöffneten Schenkeln in kreischendem Gelb. Bernhardt fragte sich, wieso sich jemand diese Viel-

zahl von Kopien, offensichtlich sehr guten Kopien, an die
Wand hängte.

Frau Chefinspektor, wir haben eine Leiche, männlich.«
 »Und?«

»Wahrscheinlich Kohlenmonoxidvergiftung. Der Schima ist schon unterwegs.«

»Adresse?«

»Gluckgasse dreizehn, das ist hinter der Albertina.«

»Nobel geht die Welt zugrunde. Ich mach mich auf den Weg. – Kolonja? Wir haben was.«

»Jetzt? Ich wollt gerade mittagessen gehen.«

»Ich komm mit, Frau Habel, ich hab eh keinen Hunger.« Annas junger, dienstbeflissener Kollege Motzko sprang mit solchem Eifer von seinem Schreibtisch auf, dass der Bürostuhl gefährlich wackelte.

»Nein, nein, Sie bleiben schön da und halten die Stellung, der Kolonja muss auch mal wieder raus ins wilde Leben. Und solange Frau Kollegin Kratochwil krank ist, müssen Sie uns von hier aus unterstützen.«

Kolonja verdrehte kurz die Augen und erhob sich ächzend. Seit er sich vergangenen Winter beim Skilaufen einen komplizierten Bänderriss zugezogen hatte, war er noch schwerfälliger geworden, und Anna hatte ihn manchmal im Verdacht, er spiele mit dem Gedanken, sich in den Innendienst versetzen zu lassen.

Sie traten aus dem Haustor, und beide waren gleichermaßen irritiert vom warmen Wind, der sie in der Berggasse anwehte. Der Winter hatte dieses Jahr endlos gedauert, zu Ostern gab es noch Schnee, und der Mai war bisher eine einzige graue Depression mit heftigen Regenfällen und Überschwemmungen als krönendem Abschluss gewesen. Und plötzlich schien die Sonne vom Himmel, als wollte sie alle Menschen verhöhnen, die unsicher in ihren zu dicken Jacken und mit Schirmen bewaffnet durch die Straßen liefen. Auch Annas Pullover war viel zu warm, und bereits auf dem kurzen Weg zum Auto spürte sie, wie ihr der Schweiß aus den Poren trat. Kaum saßen sie im Wagen, drehte Kolonja die Klimaanlage sofort auf achtzehn Grad und fuhr sich mit dem Handrücken über das rote Gesicht. »Puh, ist ja Wahnsinn, diese Hitze.«

»Jetzt sei doch froh, dass es mal nicht regnet. Ist doch schön – endlich Frühling. Schau, die ganzen Leut, wie glücklich die sind.«

»Ja, eh. Nur kommt der Frühling normalerweise in Etappen, und da kann man sich dann langsam daran gewöhnen.«

»Du bist ein echter Wiener. Immer raunzen.«

Kolonja sagte nichts mehr, blickte gedankenverloren aus dem Seitenfenster. Vor dem Eisgeschäft am Schwedenplatz hatte sich eine riesige Schlange gebildet.

Die Wohnung in der Glückgasse war eine typische Wiener Großbürgerwohnung. Oberstes Stockwerk, die einzige Wohnung auf der Etage. Aus dem Augenwinkel registrierte Anna beim Hineingehen das Türschild: *Grafen-*

stein/Wiedering stand in zierlicher Lateinschrift auf einem blankpolierten Messingschild. Die Düsterteit des riesigen Vorzimmers wurde durch einen dunkel gemusterten Teppich, der augenscheinlich nicht aus einem billigen Möbelhaus stammte, verstärkt. Ein uniformierter Beamter wies Anna Habel und Robert Kolonja den Weg in ein Badezimmer, das irgendwie nicht zum Rest der Wohnung passte. Schmal und fensterlos, billige Wasserhähne, schwarzweiß gekachelter Fliesenboden. Ein bestialischer Geruch, der Anna unwillkürlich den Arm vors Gesicht halten ließ. In der Badewanne lag ein nackter Mann, sein ohnehin mächtiger Bauch war grotesk aufgebläht, die Augen quollen aus den Höhlen, die Haut sah aus, als würde sie bei der geringsten Berührung platzen. Eine graue Locke hing ihm in die Stirn und wirkte angesichts des Zustands des Körpers mehr als bizarr. Anna versuchte den Blick nicht abzuwenden, bis sie von einem würgenden Geräusch abgelenkt wurde. Kolonja lief aus dem kleinen Badezimmer.

Der Gerichtsmediziner Schima wusch sich sorgfältig die Hände im Emailwaschbecken. »Wahrscheinlich eine Kohlenmonoxidvergiftung. Genaueres kann ich erst sagen, wenn ich ihn untersucht habe. Richtig appetitlich, oder? Eins ist jedenfalls klar: Der liegt da schon länger als vierundzwanzig Stunden.«

»Hat schon jemand die Therme untersucht?« Anna sah sich im Raum um, ihr Blick fiel auf eine offene Klappe, die Verkleidung für das Heizgerät.

»Der Techniker ist unterwegs. Muss jeden Augenblick hier sein. Können wir ihn mitnehmen?«

»Aber warum heizt der bei den Temperaturen?«

»Ist so ein Kombigerät – Heizen und Warmwasser.«

»Lag er im Wasser, als ihr gekommen seid?«

»Ja, aber viel war da nicht mehr, ich hab's rausgelassen, bevor ich ihn untersucht habe. Hatte meine Badehose nicht dabei.«

Anna Habel und Robert Kolonja inspizierten den Rest der Wohnung. Natürlich war das nicht das einzige Badezimmer, es gab noch eines, das war dreimal so groß, inklusive einer schönen alten Badewanne mit Löwentatzen. In der Küche hatte man früher wohl eine Großfamilie bekocht, es war ein geräumiger Raum mit neuen Küchenschränken aus gebürstetem Stahl. Auf der graphitgrauen Arbeitsfläche türmte sich schmutziges Geschirr, Essensreste, die nicht mehr besonders appetitlich aussahen, zwei fleckige Rotweingläser. Der Beamte, der sie in der Wohnung empfangen hatte, trat leise an die beiden Kriminalpolizisten heran: »Da drüben sitzt einer und heult.«

Das Wohnzimmer hatte mit einem Zimmer, wie Anna es kannte, nicht viel zu tun. Es war eher ein Ballsaal, mindestens fünfzig Quadratmeter groß, durch einen Erker wirkte er noch ausladender. Das Haus gegenüber war etwas niedriger, so dass man durch die riesigen Fenster den Turm der Kapuzinerkirche sehen konnte. Auch hier ein orientalischer Teppich; eine Bücherwand und ein glänzender Flügel. Die Szenerie wirkte ein wenig wie aus einer Wahlkampfbroschüre der ÖVP, wären da nicht die Bilder gewesen, die den Raum dominierten. Drei riesige Gemälde hingen an einer ansonsten leeren Wand, und Anna konnte ihren Blick kaum abwenden. Drei Kinder-

porträts, fast wirkten sie wie Fotos. Gewölbte Stirn, große Augen, ernster Gesichtsausdruck, in jedem Gesicht eine kleine Blessur, die erst auf den zweiten Blick zu erkennen war: die Andeutung eines Blutergusses am Auge, eine kleine Schramme an der Lippe, ein Riss in der Wange. Kolonja schüttelte angewidert den Kopf und deutete auf ein dunkles Ledersofa, in dem eine zusammengesunkene Gestalt saß, das Gesicht in den Händen verborgen.

»Guten Tag. Mein Name ist Anna Habel. Polizei. Wer sind Sie?«

Der Mann nahm die Hände vom Gesicht und blinzelte sie aus geschwollenen Lidern an. Sein Gesicht war aufgedunsen und rot, zwischen Nase und Mund konnte man deutlich eine Schleimspur erkennen. Anna reichte ihm ein Taschentuch, das er mehrere Sekunden lang ungläubig anstarrte, bis er sich damit über das Gesicht fuhr. Anna wollte ihm noch ein wenig Zeit geben, aber Kolonja wurde plötzlich ungeduldig. »Wenn Sie uns bitte Ihren Namen verraten würden.«

»Wiedering. Christian Wiedering.«

»Schön, Herr Wiedering. Und?«

»Was und?«

»Wohnen Sie hier? Standen Sie Herrn Grafenstein nahe?«

»Ja.«

»Was ja? Sie wohnen hier?«

»Ja.«

»Und standen Herrn Grafenstein nahe? Sehr nahe?«

»Seit fünfundzwanzig Jahren sind wir ein Paar. Er ist mein Lebensmensch. Ohne ihn hat das alles keinen Sinn.«

Der Mann erhob sich plötzlich und ging leicht taumelnd in Richtung Erkerfenster. Anna stupste ihren Kollegen in die Seite und raunte ihm zu: »Sei nicht so ungut. Was hast du denn gegen den?«

»Der geht mir auf die Nerven mit seinem Getue. Aber bitte, mach du doch. Bist ja berühmt für deine zartfühlende Art.«